

¶

Loel Zwecker

Ein Schritt zurück in die Zukunft

WAS WIR AUS DER GESCHICHTE
LERNEN KÖNNEN

Pantheon



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier *Lux Cream* liefert Stora Enso, Finnland.

Der Pantheon Verlag ist ein Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH.

Erste Auflage

August 2013

Copyright © 2013 by Pantheon Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: Jorge Schmidt, München

Titelgestaltung und Illustration: Sylvia Neuner, München

Lektorat: Dr. Heike Specht, Zürich

Satz: Ditta Ahmadi, Berlin

Bildredaktion: Dietlinde Orendi, München

Reproduktionen: Aigner, Berlin

Druck und Bindung: CPI, Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-570-55181-3

www.pantheon-verlag.de

Für Helen Schütz und Hellmuth Zwecker

Und für Quynh Dao Tran

Inhalt

11 **Der Ritter im Schnellzug**

Von der Geschichtsphilosophie zur Lebenshilfe:
wie man aus der Geschichte lernen kann

Von der Geschichte als Lehrmeisterin des Lebens zur moder-
nen Lernforschung 15 · *Do it yourself*: vom Lerneffekt zur Anwen-
dung 19

25 **Die halbe Miete**

Ehe und Partnerschaft: vom Geschäft über die
romantische Liebe zum Teamwork?

Von der offenen Beziehung der Urzeit zur Frau als Pfand 29 · Der
antike Familienbetrieb und der Cocktail der Liebesformen 32
Staatliche Ehe-Kampagnen, Patchwork-Familien und die Waffen
der Frau: das alte Rom 36 · »Hasse deine Frau«: die Ehe als Scha-
densbegrenzung und Heiligtum im Mittelalter 40 · Die Bräute
Christi – eine Alternative zur Mühsal des Ehealltags 48 · Windeln
wechseln mit Luther: vom geistigen Bund zur gesegneten Hausge-
meinschaft 50 · *Powered by emotion*: die Liebesheirat in Zeiten der
Aufklärung, Industrialisierung und Romantik 56 · Makellos und
vogelfrei: entsexualisierte Ehefrauen und heilige Kurtisanen 63
Die Arbeiterklasse als Ehe- und Beziehungs-Avantgarde 69 · Gu-
ter Sex in der Ehe und andere Herausforderungen des 20. Jahrhun-
derts 72 · Verbeamtete Don Juans und Geruchstests: neue Ratge-
ber und Vorbilder 76 · Arrangement und Asexualität – Free Love
2.0 und die neuen Bräute Christi? 81 · Sittliche Schlampen und
sinnliche Besuchsehen 85 · Steak oder Hamburger – Würstchen
und Senf: das Bild als Hilfsmittel 89 · Vom deregulierten Heirats-
markt zur eigenen Beziehungsgeschichte 93

96 **Das halbe Leben**

Die Arbeit: eine wesentliche menschliche Tätigkeit zwischen Sklaverei und Selbstverwirklichung

Von der 15-Stunden-Woche zur Plackerei – vom Jäger und Sammler zur Sozialpyramide 100 · Die Philosophie der Sklaverei und die Kultur der Muße: die alten Griechen und Römer 103 · 100 Feiertage und die Plackerei als Sühneleistung: das christliche Mittelalter 107 · Der Beruf als Abenteuer und Berufung: die Neuzeit 113 · Helden der Arbeit und Hochleistungsdenker: die Industrielle Revolution 116 · Arbeit zwischen Wissenschaft, Hobby und existenzieller Erfahrung im 20. Jahrhundert 124 · Die Renaissance der Muße und das Lob der Faulheit 129 · Vorbild Stubenfliege oder antikes Athen? Arbeitszeitverkürzung und Grundeinkommen 134 · Alte und neue Adellungen der Arbeit: Genossenschaft und Handwerk 139 · *Mood enhancer*, Erlebnis-macher, Selbstunternehmer: neue Berufe und Arbeitsfelder 145 Soziale Mobilität im 21. Jahrhundert und der Aufstieg nach unten: die Rotation 153

158 **Schuld und Chance**

Steuern: vom biblischen Zehnt über die Reichensteuer zur Glückssteuer – die Abgabe als politisches und ökonomisches Instrument und als Spiegel des Gemeinsinns

Erzwungene Geschenke – vom urzeitlichen Steuerparadies zur zeitgemäßen Spendenkultur? 162 · Fantasieabgaben als Geschäftsmodell und der symbolische Sozialstaat: das Mittelalter 170 Repressalie und Revolutionsauslöser – Steuern als Grundlage des modernen Nationalstaates 177 · Blumen für die Geliebte – die fiskalische Feinjustierung des Gemeinwesens im 19. Jahrhundert 183 · Revolten von unten, Revolutionen von oben: das 20. Jahrhundert 188 · Buchhalterische Freibeuter: die schräge Karriere der Steueroasen 193 · Paradiesische Höllen: steuerpolitische Wellenbewegungen in den letzten 100 Jahren 197 · Von der Steuerflucht zur Glückssteuer – neuartige Werte und Abgaben? 205 Von der ausgleichenden Ungerechtigkeit zu neuem Glanz – das Potential der Steuern 210

219 **Die permanente Renaissance**

Bildung und Erziehung: vom sokratischen Dialog zur Entschulungsbewegung – die schwierige Balance zwischen Wissensanhäufung und Lebenskunst

Moralphilosophen und Päderasten – die antike Wiege unserer Bildung 223 · Wissenshebammen und Onanisten – frühe Lehrerfreaks und der höhere Sinn der Mathematik 226 · Die Macht des Wissens, Scheinwissens – und Unwissens: das Mittelalter 231 Die zweite Geburt des Menschen: die Bildungsrevolution der Neuzeit 235 · Autodidaktik, journalistischer Stil und erotische Kunst – Hilfsmittel im Jahrhundert der Pädagogik 240 · Negative Pädagogik und menschenfreundliches Lernen 245 · Die Schwarze Pädagogik und der Antibildungsroman 249 · Bildung als Ersatzreligion und Mittel der Hierarchisierung im 19. Jahrhundert 251 Eigenwille statt Bedientenseele – anarchistische Alternativen 257 Von den Bildungsfernen lernen im Jahrhundert des Kindes 260 Mystik + Wissenschaft = Lernforschung: Maria Montessori und die Reformpädagogik 263 · Schule? Was ist das? Vom Bildungsnotstand zur Entschulungsbewegung 265 · Scheinbildung, Halbbildung, Unbildung – Elitenbildung und Bildungsmischung 272

281 **Die letzten Helden**

Sport: vom Götterkult zum Freizeitspaß – zwischen Sozialutopie und Millionendeal

Von den Ringkämpfern gegen den Teufel zur Romantik des Volkes: Sport und Religion 285 · Die Fitness der Herrschenden und spaßige Spiele im Wandel der Zeit 293 · Friedensstifter und Todesspiele – politische Sportrebellens 301 · *The Making of Modern Germany* – von der Nazi-Propaganda zum *Nation Branding* 308 Vom antiken Schumi zur »Mission Aufstieg« im 21. Jahrhundert – Sport und Business 311 · David gegen Goliath – schräge Vögel und fabrizierte Helden: Sport und Karriere 315 · Die Ästhetik des Kopfstoßes: Sport und Kunst 320 · Muskelskulpturen und Symphonien des Denksports – Selbsterfahrung und Figurationssoziologie 328 · Sokrates bleibt am Ball 331

338 **Das Erfolgsgeheimnis der Pharaonen**

Epilog: Wie man bislang aus der Geschichte gelernt hat
und was man noch lernen könnte

Hamlet langweilt – historische Perspektivenwechsel zwischen
Heilsgeschichte und Untersicht 339 · Historische Bildung als an-
geborene Grauhaarigkeit, als Wissenschaft und Rauschersatz 345
Alexander der sogenannte Große 351 · »Dann ertrinken wir
eben«: die *magistra* zwischen Dichtung und Sachargument 354
Ein Blick zurück aus der Zukunft 358

361 **Dank**

362 **Anmerkungen**

392 **Literatur**

416 **Bildnachweis**

Der Ritter im Schnellzug

Von der Geschichtsphilosophie zur Lebenshilfe:
wie man aus der Geschichte lernen kann

Im Sommer 2012 kam ich auf einer Zugfahrt von Italien nach Deutschland mit einem jungen Paar ins Gespräch, das in einer Mittelalter-Gruppe aktiv ist. Die beiden berichteten von Restaurants in Siena, in denen man ihnen in mittelalterlicher Atmosphäre altertümliche Speisen serviert habe. Da die Kulisse mit dem hohen Rathausturm auf der Piazza del Campo so gut passte, hatten sie ihren Stadtbummel sogar in ihren historischen Outfits gemacht, sie im Kleid mit Schleppe, er im Wams. An ihrem Hobby reizt die beiden, dass sie in eine andere Welt abtauchen können. Auf Mittelaltermärkten und in Zeltlagern üben sie sich in traditionellem Handwerk, in Kochkunst und Schwertkämpfen. Sie fühlen sich aufgehoben in einer starken und zugleich überschaubaren Gemeinschaft. In ihr hat jeder – ob Junker, Knappe oder Knecht – seinen festen Platz.

Auf meine Frage, was der junge Mann für sich aus dem Mittelalter in seinen Alltag mitnehme, antwortete er: »Ritterlichkeit.« In dem Unternehmen, in dem er arbeitet, werde von ihm mitunter erwartet, kleinere Zulieferfirmen im Preis zu drücken. Das versuche er zu vermeiden. Nun waren wir uns darüber einig, dass man, um sich im Alltag fair zu verhalten, nicht unbedingt auf das Ritterideal zurückgreifen muss. Dies umso mehr, als Ritter im echten Leben bekanntlich oft alles andere als ritterlich waren. Auch war das mit der Gemeinschaft in der mittelalterlichen Standesgesellschaft, in der Ritter über Leibeigene verfügten, so eine Sache. Das macht zunächst aber nichts: Unabhängig davon, wie die historische Wahrheit aussieht, mag das starke *Bild* des Ritters nützlich sein. An ihm kann man sich in schwierigen All-

tagssituationen orientieren, um eine Haltung zu bewahren, die man als richtig erkannt hat. Will man weiter denken, kann man sich anhand des Beispiels Ritter vergegenwärtigen, wie zweischneidig scheinbar harmlose Ideale oft sind – und wie unterschiedlich Vorstellungen über eine gute Gemeinschaft.

Die Begegnung mit dem Ritter im Schnellzug ist eine der Situationen, die mir beim Schreiben des vorliegenden Buches als Anregung dienten, in dem es darum geht, was man aus der Geschichte lernen kann. Das Lernen kann auf sehr unterschiedliche Art und Weise ablaufen. Ziel ist natürlich nicht, das Rad der Geschichte zurückzudrehen, nach dem Motto: Früher war alles besser. Das Lernen aus der Geschichte hat nichts mit falscher Nostalgie und Romantisierung zu tun, scheinbar einfachen Lösungen, klaren Ordnungen und holzschnittartigen Weltbildern. Vielmehr kann ein Blick auf die Geschichte zeigen, wo Ideen, Konzepte, Gesellschafts- und Wirtschaftssysteme und Institutionen, die unser Verhalten, Denken und Fühlen heute prägen, herkommen, wie sie sich entwickelt und etabliert haben. Sie sind nicht an den Bäumen gewachsen, sie wurden erdacht, gemacht und durchgesetzt. Dahinter standen oft materielle oder ideologische Interessen. Das gilt für die Kernfamilie ebenso wie für die Kirche, für Universitäten und die Finanzindustrie. Wenn man sich das vergegenwärtigt, kann man Institutionen reformieren und öffnen, Verhaltens- und Wahrnehmungsweisen leichter wieder verändern. Vielleicht kann man in *bestimmten* Bereichen in der Vergangenheit auf alternative Verhaltensweisen stoßen und Teile davon in die Gegenwart einbauen.

Ein einfaches Beispiel betrifft den Bereich der Arbeit. Führt man sich vor Augen, welche andere Rolle dem Arbeiten in früheren Zeiten zukam, kann man womöglich berufliche Probleme und die Bedeutung, die die Karriere im eigenen Leben hat, neu definieren. So mag man sich daran erinnern, dass Beruf und Karriere erst ab dem 16. Jahrhundert und dann während der Industrialisierung als Mittel des sozialen Aufstiegs und der Selbst-

verwirklichung in den Vordergrund rückten. Demgegenüber galt im Mittelalter – wie in der Antike – die Muße stärker als Ideal und Privileg. Es gab zeitweise bis zu 100 Feiertage im Jahr; die Festkultur war ein wichtiger Bestandteil des Alltags. Bei Arbeit dachte man an Sklaverei und Leibeigenschaft, an etwas Unangenehmes, auch weil sie laut Altem Testament die Strafe für Adams und Evas Fehlverhalten war. Das Seelenheil anzustreben war zumindest offiziell wichtiger als die Karriere. Mit Blick auf derartige Zusammenhänge kann man ein entspannteres Verhältnis zu Ehrgeiz und Erfolg entwickeln – oder sich neue Systeme der Arbeitsorganisation und Honorierung überlegen.

Im Folgenden beleuchte ich in fünf längeren Kapiteln fünf Themenbereiche, die für fast jeden irgendwann im Leben wichtig werden. Das sind: Ehe und Partnerschaft, Arbeit, Steuern, Bildung und Erziehung sowie der Sport. Der Sport gehört schon deshalb dazu, weil er aktuell eine historisch einzigartige gesellschaftliche Bedeutung hat. Dabei dient er als Spielfeld, Projektionsfläche und Ersatz für vieles, das früher durch andere Bereiche abgedeckt wurde – durch die Religion, Kunst und Propaganda, Militarismus und die körperliche Plackerei im Alltag. Man kann die Kapitel ganz unabhängig voneinander lesen; verbunden sind sie dennoch insofern, als sie alle an die Bereiche der Philosophie, Religion, Politik, Kunst und Ökonomie rühren und an Fragen des Alltags. Sie betreffen Diskussionen darüber, wie wir uns in der Gegenwart orientieren können und wie wir unsere Zukunft gestalten wollen.

In Zeiten der medialen Beschleunigung und der Informationsflut gerät oft innerhalb von kürzester Zeit in Vergessenheit, worum es in der öffentlichen Debatte eigentlich ging. Welche Tragweite und welche Bedeutung haben bestimmte heiß diskutierte Probleme, Fehlritte und Erfolge prominenter Persönlichkeiten wirklich? Hier kann ein Schritt zurück hilfreich sein, um das Gesamtbild klarer zu sehen. Als historisch kann man nicht nur Ereignisse aus vergangenen Jahrhunderten oder Jahrzehnten

bezeichnen, sondern auch solche, die nur ein paar Monate, Wochen oder Tage zurückliegen, zugespitzt gesagt Minuten und Momente.¹ Umgekehrt kann man Themen, über die man in den Medien seit Wochen und Monaten die immer gleichen Debatten und Thesen hört, aus einer neuen Perspektive wahrnehmen, wenn man sie in einem größeren historischen Zusammenhang einordnet. Erinnerung man sich daran, dass noch Mitte des 20. Jahrhunderts in freien Marktwirtschaften wie den USA Spitzensteuersätze von über 90 Prozent galten, können aktuelle Diskussionen über Prozentpunkte bei Pendlerpauschalen, Transaktions- oder Vermögensteuern kleinlich wirken.

Gerade in Deutschland läuft das Lernen aus der Geschichte verständlicherweise oft auf die Mahnung hinaus, dass sich historische Verbrechen nicht wiederholen dürfen oder dass man auf bestimmte Manipulationen nicht wieder hereinfallen darf. Im Folgenden will ich aber auch positive historische Erfahrungen hervorheben, die Räume öffnen und vielleicht sogar befreiend wirken können – sei es auf der politischen oder privaten Ebene. Das trifft auch auf das Kapitel über die Ehe und Partnerschaft zu. Man mag sich fragen, ob Beziehungen wieder stärker auf Vernunft und Pragmatismus beruhen sollen und nicht so sehr auf dem Ideal der romantischen Liebe. Letzteres wurde – in der westlichen Welt – erst vor rund 200 Jahren zum Standard gemacht. Seither hat es viel Positives gebracht, aber auch dazu beigetragen, dass man Beziehungen mit großen Erwartungen befrachtet. So sollen zärtliche Fürsorge, Seelenverwandtschaft und Leidenschaft – in der Kombination – dauerhaft über Jahre oder Jahrzehnte hinweg erhalten bleiben. Enttäuschungen sind dabei programmiert. In mancher Hinsicht hält die Geschichte alternative Modelle und inspirierende Paare bereit, von Caesar und Kleopatra über Jean-Paul Sartre und Simone de Beauvoir bis zu Harold und Maude.

Bei Themen wie der Liebe, aber auch der Karriere und der allgemeinen Suche nach Sinn ist die Philosophie in den letzten

Jahrzehnten mit einigem Erfolg als Lebenshilfe reaktiviert worden. Daran lässt sich für den Bereich der Geschichte anknüpfen.² Immerhin bietet die Geschichte Beispiele dafür, wie Ideen und Konzepte philosophischer, politischer, ökonomischer und religiöser Art zur *Anwendung* gekommen sind und wie sie sich bewährt haben oder eben nicht. Zwar muss man sich davor hüten, im Nachhinein vermeintliche Kausalitäten und Analogien zu konstruieren oder gar Patentrezepte abzuleiten. Doch kann man sich über einen Blick zurück und mit Hilfe von Vergleichen orientieren und alternative Szenarien vor Augen führen. Dabei mag man – optimalerweise – so etwas wie eine erweiterte Lebenserfahrung machen, auch ohne die letzten 5000 Jahre persönlich miterlebt zu haben.

VON DER GESCHICHTE ALS LEHRMEISTERIN DES LEBENS ZUR MODERNEN LERNFORSCHUNG

Vor ein paar Jahren fragte ich meinen Vater, der 1947 geboren ist, wie sehr er sich als junger Mann in den sechziger und siebziger Jahren an der Geschichte orientiert habe. Er meinte, dass man zwar gerade wegen der deutschen Vergangenheit ein ausgeprägtes historisches Bewusstsein gehabt habe. Allerdings habe man, weil man genau zu wissen meinte, was man alles anders machen wollte als die Eltern, vielleicht stärker nach vorne geblickt als heute.

Insgesamt scheint es so, als ob zurzeit wieder verstärkt Rat in der Geschichte gesucht wird. Ein Ausdruck dieser Tendenz ist wohl auch, dass ältere Männer wie Helmut Schmidt in Interviews und Talkshows immer wieder zu unterschiedlichsten Themen befragt werden. Auch wenn sie gar nichts Ungewöhnliches oder Herausragendes sagen, schreibt man ihnen Altersweisheit zu, den Abstand zur Tages- und Interessenpolitik. Grundsätzlich ist es natürlich erfreulich, wenn wieder mehr aus der Erfahrung der Alten geschöpft wird. Doch kann man die Hinwendung zu

medialen Orakeln auch als die ängstliche Suche nach vermeintlich integren Autoritäten kritisieren. Womöglich hängt die Suche nach Orientierung mit Hilfe der Geschichte ihrerseits mit einer historischen Situation zusammen. So vermuten Historiker, dass sich Menschen gerade in Zeiten der Verunsicherung verstärkt mit der Geschichte beschäftigen und sie dazu nützen wollen, Identität zu stiften und Halt zu finden.³

Insgesamt werden mit Blick auf die Geschichte aktuell auch praktische Fragen beleuchtet: etwa jene, wie man Probleme mit Staatsschulden bzw. dem Staatsbankrott einordnen soll, wie man Diktaturen mit friedlichem Widerstand überwinden kann oder wie der Konflikt der Naher Osten besser zu verstehen ist.⁴ Gerade akademisch tätige Historiker sind bei der Frage, ob und wenn ja inwieweit man aus der Geschichte lernen kann, allerdings hin und her gerissen. Einerseits bejahen viele die Möglichkeit, etwas zu lernen; andererseits wird auf die Fallstricke hingewiesen, die Komplexität von Faktoren, die Gefahr, Ereignisse *im Rückblick* umzudeuten, Dinge in die Vergangenheit hineinzuprojizieren und die Rolle, die der Zufall bei historischen Entwicklungen offenkundigerweise spielt, zu unterschätzen.⁵ So machen sich wenige Historiker die Finger schmutzig, indem sie das Thema Lernen aus der Geschichte konkret angehen. Das tun häufig Forscher anderer Fachrichtungen, Geografen, Biologen, Ökonomen, Philosophen, Literaten, Journalisten. Auch deshalb zitiere ich in den folgenden Kapiteln Autoren aus unterschiedlichen Fachbereichen. Was andere Kulturen als jene der westlichen Welt betrifft, streife ich sie gelegentlich, um den Blick etwas zu weiten. Doch beschränke ich mich insgesamt auf die westliche Welt, da sie schon überbordend viel Stoff bietet und nun einmal – ob einem das gefällt oder nicht – auch über ihre geografischen Grenzen hinaus besonders prägend gewesen ist.

Insgesamt beschäftigt das Thema Lernen aus der Geschichte mindestens seit dem 5. Jahrhundert v. Chr. zahlreiche Denker. Mal ist das Lernen stärker geschichtsphilosophisch, mal praktisch aus-

gerichtet. Die Bandbreite reicht von antiken Autoren wie Herodot und Cicero über Voltaire, Kant, Hegel, Marx, Nietzsche, Peter Kropotkin und Karl Popper bis zu Politikern, Wissenschaftlern, Schriftstellern und Popmusikern unserer Zeit. Im Epilog gehe ich noch auf die Frage ein, wer in den letzten 5000 Jahren für welches Publikum Geschichte geschrieben und »gemacht« und unser Geschichtsbild mitunter verzerrt hat, jedenfalls Einfluss darauf hatte, wie man aus der Geschichte lernen kann. An dieser Stelle belasse ich es bei ein paar Hinweisen, die für das Verständnis der folgenden Kapitel hilfreich sind.

Über die Jahrtausende hat sich der Schwerpunkt beim Lernen aus der Geschichte immer wieder verlagert: In der Antike sollten, vereinfacht gesagt, der Einzelfall bzw. berühmte, tapfere und tugendhafte oder aber verächtliche Männer als Vorbild oder Abschreckung dienen. In diesem Sinn liefert der Senator und Schriftsteller Cicero im alten Rom das bekannteste Schlagwort zum Thema: In seinem Text *Vom Redner* spricht er von der *historia magistra vitae*, der Geschichte als »Lehrmeisterin des Lebens«. ⁶ Umgesetzt hat Cicero den Slogan in seinem Buch *Vom rechten Handeln*, das er in Form eines Briefes voller Ratschläge an seinen Sohn Marcus verfasste. Cicero führt historische Persönlichkeiten, Feldherren und Politiker als Beispiele für ein mehr oder weniger förderliches Verhalten an, und zwar in politischen wie privaten Angelegenheiten. Das ist an manchen Stellen so, als würde man heute John F. Kennedy, Wladimir Putin oder Helmut Kohl zu Beziehungsfragen zitieren.

In den letzten 250 Jahren hat sich die Haltung zum Lernen aus der Geschichte verändert. Nachdem Denker wie Kant, Hegel und Marx gewagte große bzw. geschichtsphilosophische Lehren aus der Historie gezogen haben, ist man mit dem Lernen aus der Geschichte vorsichtig geworden. Denn die Denker meinten, große Trends oder gar Heilslehren aus der historischen Erfahrung ableiten zu können wie die Herrschaft der Vernunft, des absoluten Geistes oder die klassenlose Gesellschaft. Heute ist

man sich darin einig, dass Gedankengebäude wie jene von Kant, Hegel und Marx hinfällig oder stark zu relativieren sind. Insgesamt wagen wissenschaftlich arbeitende Autoren heute nur in vorsichtigen Formulierungen, Prognosen oder übergreifende Tendenzen aus der Geschichte herzuleiten.

Ich hecke im Folgenden natürlich keine Zivilisationstheorien aus, stelle zwischendurch aber bewusst einfache, teils naive Fragen zu größeren Zusammenhängen. Das kann die Frage sein, warum sich die Einkommensungerechtigkeit und undemokratische Strukturen in der Arbeitswelt von den ägyptischen Pyramiden bis in heutige Unternehmenshierarchien gehalten haben und wie sich dies ändern ließe. Oder jene, warum es so schwierig ist, offenkundig sinnvolle Steuern, die dem Gemeinwohl nützen und individuell keinem schaden, durchzusetzen.

Zum Glück lässt sich die oft arg theoretische Diskussion darüber, ob und wenn ja inwieweit man aus der Geschichte lernen kann, heute mit dem Hinweis darauf erden, dass sich das Bild vom Lernen *insgesamt* gewandelt hat. Aktuell betont die Lernforschung bzw. Neurologie – auf die ich im Kapitel über die Bildung und Erziehung eingehe –, wie vielschichtig das Lernen abläuft. Das kontrastiert mit der älteren Vorstellung, wonach eine einmalige Erfahrung, Anleitung oder gar Predigt genügt. Man lernt aber nur selten punktuell und einfach *eine* Sache, etwa dass man, wenn man sich die Finger am Herd verbrannt hat, in Zukunft nicht mehr auf die Platte fasst. Meistens ist es ein komplexer Prozess der Erfahrung und vorsichtigen Ableitung von Prinzipien; dabei kommt dem Lernenden eine wichtigere Rolle zu als dem »Lehrer«. Schrittweise und in einem persönlichen Tempo erfolgen die Anpassung und Verknüpfung von Elementen, von bereits Gewusstem und Neuem, Konkretem und Abstraktem, Einzelfällen und Gesetzmäßigkeiten, Analysiertem und Gefühltem.

Will man sich das Gelernte merken können, sollte es mit (positiven) Emotionen verbunden sein. An viele Filme erinnert

man sich nach Jahrzehnten, an besondere Schulstunden nur selten. Dem versuche ich Rechnung zu tragen, indem ich Allgemeingültiges, aber auch persönliche Erfahrungen verschiedener Menschen schildere. Im Folgenden verbinde ich die moderne Tradition, übergreifende historische Entwicklungen zu analysieren, mit dem älteren Ansatz, punktuell und anekdotisch von Menschen zu lernen, die in ihrer Zeit auf herausragende Weise agierten.

DO IT YOURSELF: VOM LERNEFFEKT ZUR ANWENDUNG

Zum modernen Lernen gehört die Frage, wie sich das Gelernte umsetzen lässt. Für die meisten Menschen besteht die Anwendung des aus der Geschichte Gelernten schon in der Entscheidung, welche Partei man wählt oder welche Bürgerinitiative man unterstützt, und in der Art und Weise, wie man die Dinge insgesamt betrachtet. Der Übergang von der inneren Haltung zur äußeren Anwendung im Alltag ist oft fließend. So kann man einer Mittelalter-Gruppe beitreten, weil man meint, dort andere Seiten der eigenen Persönlichkeit kennenzulernen. Oder man hofft konkret, einfacher als anderswo die Dame seines Herzens finden zu können.⁷ Als Anreiz wird je nach Ausrichtung gesehen, dass das ritterliche Dating, das hier reaktiviert wird, einem vorgegebenen Ritual folgte, weshalb man nicht viel falsch machen kann. Oder man meint, bei historischen Rollenspielen davon profitieren zu können, dass es im Volk zu früheren Zeiten scheinbar ohne große Umschweife zur Sache ging.

Nicht jeder will auf diese Weise aktiv werden. Dennoch gibt es Möglichkeiten, halbwegs praktisch etwas aus der Geschichte mitzunehmen. Wenn man einen Mittelaltermarkt besucht, sich für traditionelles Handwerk, für Schwertkämpfer, Gaukler und Wandermusikanten begeistert, fühlt man sich vielleicht in eine andere Welt entführt. Sie mag einem in manchen Belangen fröh-

licher und zugleich geruhsamer als unsere erscheinen, näher an der Natur und am menschlichen Rhythmus. Vielleicht hilft das dabei, sich im Alltag ein wenig zu besinnen. Selbst in einem Museum, in dem ältere Kunstwerke zu sehen sind, kann man sich von fast vergessenen Haltungen und Verhaltensweisen anregen lassen, sie »einüben« – oder kleine Oasen der Zuflucht und Erholung inmitten der verwirrenden Gegenwart schaffen. Nicht umsonst boomen auch historische Romane und Kostümfilme, sei es in Form von Fantasy.

Eine neuartige Bedeutung haben Video- und Computerspiele mit historischem Hintergrund. Viele Gamer lassen sich auf Szenarios und eine Verknüpfung von Fantasie und Realität im Umgang mit historischen Fragen ein. Computerspiele ermöglichen über die Rolle, die man spielt, ein aktives bzw. mimetisches Lernen – und geben Feedback über die Folgen, die das eigene Verhalten hat.⁸ Hier ist unter anderen das Spiel *Civilization*, kreiert von Historiker und Informatiker Sid Meier, zu nennen, das sich seit 1991 millionenfach verkauft hat. Als Spieler kann man Gesellschaften in verschiedenen Epochen gründen, die Erfahrung machen, wie sich die Geografie, Erfindungen, die Einführung der Demokratie, Erhöhung der Steuern oder Kriege auswirken. In online-Spielen wie *Die Stämme*, *Cultures Online*, *Assassins Creed*, *Kapi Regnum*, *Kings Tale* oder *Robin Hood* baut man, indem man in die Rolle eines Menschen aus anderen Zeiten schlüpft, Dörfer auf, kämpft gegen eindringende Wikinger, streitet um die Königskrone oder simuliert einen mittelalterlichen Wirtschaftskreislauf.⁹ Natürlich besteht die Gefahr, dass man ein notwendig krass vereinfachtes Spiel mit der Realität verwechselt. Dennoch können Spiele eine Auseinandersetzung mit anderen Zeiten fördern.

Ein prägnantes Beispiel dafür, dass es auch im echten Leben die Möglichkeit gibt, historische Lehren anzuwenden, sind die Amish People. Die protestantische Religionsgemeinschaft, die aus der Tradition der Wiedertäufer des 16. Jahrhunderts hervor-

gegangen ist, wanderte im 18. Jahrhundert in die USA aus und lebt dort und in Kanada wie vor Jahrhunderten. Die Amish ziehen ältere Lebens- und Denkweisen jüngerer vor und setzen das für sich im Alltag um. Die schnell wachsende Gemeinschaft mit rund 180 000 Mitgliedern pflegt einen in vielem vorindustriellen Lebensstil der Einfachheit, Bescheidenheit und Demut im Wortsinne der Bibel. Immerhin scheinen Gewalt, Drogen, Selbstmord, Einsamkeit, zerrüttete Familien, Konsumterror und Karriere-kämpfe bei den Amish selten zu sein.¹⁰ Allerdings sind einige ihrer Vorstellungen – etwa zur Rolle der Frau und der individuellen Freiheit – natürlich problematisch.

Zwar lässt sich das Rad der Geschichte nicht zurückdrehen. Doch können die Amish als Extrembeispiel dafür dienen, dass jemand selbst zu entscheiden versucht, wie *schnell* sich das Rad drehen soll, welche Entwicklungen, welchen »Fortschritt« man mitmachen will, welchen nicht. Das betrifft zum einen Konkretes wie den Gebrauch von Autos, Telefonen, Elektrizität, Verhütungsmitteln, neuen Medien und Moden, auf die die Amish People – mit kleinen Unterschieden je nach Gemeinde – verzichten. Zum anderen hat die individuelle Entfaltung bei den Amish, die allesamt schwarze Hosen und Hemden bzw. dunkle Kleider, Schürzen und Zöpfe tragen, im Vergleich zum Gemeinsinn einen kleineren Stellenwert. Sie erheben die Bildung des Herzens über das analytische Denken – und über die Kreativität im aktuellen Verständnis.

Insgesamt dürfte die Art, in der die Amish versuchen, sich selbst sozusagen im Lauf der Geschichte zu platzieren, in der Ausprägung einzigartig sein. In diesem Sinn sind sie paradoxerweise etwas historisch Neuartiges. Jedenfalls lässt sich mit ihnen als Referenz nachvollziehen, wie sich historische Lebens- und Denkweisen im Vergleich zu heutigen verhalten. Deshalb dienen sie im Folgenden gelegentlich als Bezugspunkt, als Mittel zum Benchmarking.

Angeregt vom Blick auf die Amish, kann man überlegen, welche Lieblingsepoche samt Lebensstil man für sich selbst wählen würde: In welcher Zeit hätte man gerne gelebt bzw. aus welcher würde man gerne Elemente, die seither vielleicht verloren gegangen sind, mitnehmen?²¹ So machte ich eine kleine Umfrage unter Freunden und Bekannten. Dabei antworteten auffällig viele, dass die Gegenwart am besten sei – wegen der Demokratie, des Gesundheitssystems, der technischen Annehmlichkeiten unserer Zeit und der sozialen Gerechtigkeit. Ansonsten wurden oft die *Swinging Sixties* und die *Golden Twenties* genannt, in beiden Fällen wegen der Aufbruchsstimmung, Musik und Mode. Einem Freund gefielen die siebziger Jahre, weil ihn der Anblick von Achselhaaren bei Frauen erregt.

Mit ähnlicher Liebe zum Detail, aber einem anderen Schwerpunkt antwortete ein Professor für Kunstwissenschaft. Er nannte als Epoche, die ihn reizt, das Jena der 1790er Jahre. Dort hätten sich, wie er erläuterte, die Romantiker getummelt, von den Schlegel-Brüdern bis Schelling, eine Romantiker-WG neben der anderen, belegt mit höchst inspirierenden Denkern. Auf die Bevölkerungsdichte von Jena umgerechnet hätten dort damals so viele Leute gelebt, die heute im Lexikon stehen, wie sonst wohl niemals an einem solch überschaubaren Ort. Auf meinen Einwand, dass die 1920er Jahre rein intellektuell ähnlich anregend und dabei vielleicht sexier gewesen seien, entgegnete er, damals in Jena hätten die Frauen, inspiriert von der Antike, durchaus aufreizend dünne weiße Kleider getragen.

Aufschlussreich fand ich die Wahl, die meine Freunde trafen, in doppelter Hinsicht. Zum einen kehrten sie Seiten von Epochen hervor, die mir nicht präsent oder wichtig waren. Zum anderen verrieten die Antworten mitunter etwas über die Person, ihre Sichtweisen und Interessen. So wählte ein Ehepaar – unabhängig voneinander befragt – einmal die Prinzregentenzeit in München, einmal die Barockzeit, beide jedoch mit einer ähnlichen Begründung: Damals habe noch »Ordnung« geherrscht –

und zugleich hätten kulturelle Innovationen stattgefunden. Ein Tüftlertyp wollte gerne in der Spätrenaissance leben, weil ihm die Uhren und mechanischen Innovationen gefallen und die Möglichkeit, selbst noch solche Geräte erfinden und bauen zu können, ohne über eine High-Tech-Ausrüstung zu verfügen. Zwei Frauen fanden die Steinzeit spannend. Denn damals habe man als Mensch, als *homo sapiens* sozusagen, noch einer anderen, gleichwohl »menschlichen« Spezies wie dem Neandertaler begegnen können. Man habe eventuell sogar eine Beziehung zu ihr aufbauen können, jedenfalls den eigenen Horizont menschlicher Verhaltensweisen erweitern können.

So beleben punktuelle und subjektive Eindrücke das Geschichtsbild und zeigen auf, was man für sich lernen kann und will. Zugleich bemühe ich mich in den folgenden Kapiteln, einen Überblick zu den Themen Ehe und Partnerschaft, Arbeit, Steuern, Bildung und Erziehung sowie Sport von älteren Stammeskulturen und vor allem von den ersten Hochkulturen bis heute zu liefern. Ich will eine Grundlage dafür bieten, dass man seine eigenen Lehren aus der Geschichte ziehen kann. Natürlich muss man bei solch umfassenden Themen hier und da Schwerpunkte setzen und verkürzen. Doch hoffe ich, dass dabei immerhin grundlegende Tendenzen zu Tage treten, die man ansonsten vielleicht weniger beachtet.

Darüber hinaus schildere ich am Ende der Kapitel und Abschnitte meine eigenen Meinungen und Thesen zum Thema, und mitunter versuche ich, Lösungsansätze für aktuelle Probleme aufzuzeigen.

Mit Blick auf die lange Geschichte des Lernens aus der Geschichte mit all ihren Irrungen und Wirrungen ist Vorsicht geboten. So sollte man, selbst wenn man beispielsweise *Strukturen* in vergangenen Zeiten entdeckt, die an die Gegenwart erinnern, nicht vergessen, dass die *Mentalitäten*, die Denk- und Sichtweisen dennoch ganz andere waren. Umgekehrt kann es jedoch erfrischend sein, eine Ahnung vom anderen Denken und Wahrneh-

men zu bekommen – und mit Hilfe der historischen Vorstellungskraft kurzfristig darin einzutauchen.

In diesem Zusammenhang ließe sich das Volk der Moso nennen. Es lebt seit Jahrhunderten im ländlichen Südwesten Chinas gemäß traditionellen Regeln. Allgemein heißt es bei den Moso: »Die Vergangenheit ist das, was wir kennen und vor Augen haben, während wir die Zukunft nicht sehen können, da sie sich hinter unserem Rücken verbirgt.«¹² Sind die Moso buchstäblich rückwärtsgerichtet oder einfach nur pragmatisch? Im Kapitel über die Ehe und Partnerschaft gehe ich auf das einzigartige Liebes- und Ehemodell der Moso ein und auf eine entsprechende Mentalität, die sie sich hart erarbeitet haben. Dabei zeigt sich, dass sie aus heutiger Sicht in manchem »progressiv« sind. Allgemein erinnern die Moso uns daran, wie viele grundlegend unterschiedliche Sicht-, Denk- und Herangehensweisen es schon gab und wie sehr das eine Mahnung ist, die eigene nicht absolut zu setzen.

In ihrem Buch *The Human Web. A Bird's-Eye View of World History* beschreiben die amerikanischen Historiker William H. McNeill und J.R. McNeill, Vater und Sohn, übergreifende kulturelle, wirtschaftliche und technische Entwicklungen und ihre Auswirkungen auf das Alltagsleben der Menschen. Abschließend betonen sie, es gäbe heute »weniger und auch weniger eigenständige, unabhängige Vorstellungen darüber, wie, sagen wir, das Universum entstanden ist«, als zu anderen Zeiten.¹³ Wegen der globalen Vernetzung hätten, so die beiden Historiker, paradoxerweise »immer mehr Menschen eine immer weniger vielfältige Auswahl an Ideen übernommen«. Zumindest dieser Tendenz lässt sich, wenn man die Geschichte als »Lehrmeisterin fürs Leben« heranzieht, mit Sicherheit entgegenwirken.

Die halbe Miete

Ehe und Partnerschaft: vom Geschäft über die romantische Liebe zum Teamwork?

Im März 2013 standen in der S-Bahn neben mir zwei Frauen Anfang zwanzig und unterhielten sich über ihre Beziehungsprobleme: »Wenn's jetzt nicht klappt«, sagte eine der beiden schließlich, »bleib' ich bis 28 Single und such mir dann einen Kinder-Producer. Wenn man Kinder hat«, fügte sie hinzu, »trennt man sich nicht so einfach. Ich zumindest nicht.«

Der Begriff »Kinder-Producer« war mir neu. Aber auch das Gespräch als solches hätte man vor 25 Jahren, als ich so alt war wie die beiden jungen Frauen, wohl kaum so geführt. Noch vor 50 Jahren feierten französische Filme die *amour fou*, die verrückte, leidenschaftliche Liebe, in der es um alles oder nichts geht. Inzwischen ist in Artikeln und Sachbüchern die Rede davon, dass auch eine »semi-happy marriage« in Ordnung sein könne, eine »halb glückliche Ehe«; schließlich lebten wir in einem »post-romantischen Zeitalter«.¹ Zu Beginn des 21. Jahrhunderts ist das Ideal eines Paares, das sich Hals über Kopf verliebt und einander über Jahrzehnte alles bedeutet, ins Wanken geraten.² Auch in der breiteren Öffentlichkeit werden Zweifel an einer Ehe oder Partnerschaft geäußert, die vor allem auf der leidenschaftlich romantischen Liebe basiert. Insgesamt soll man, so der Rat, bei der Partnerwahl mehr auf Freundschaft achten und Resilienz, auf Toleranz, Anpassungsfähigkeit und Durchhaltevermögen.³ Paare sollen pragmatisch Gemeinsamkeiten und Unterschiede erörtern und ein realistisches Konzept für das Zusammenleben finden. Eine Beziehung als halbvolles Glas zu sehen, funktioniert demnach besser als die Fixierung auf die totale Liebe.

Einem entsprechenden Modell haben sich Bekannte von mir aus Berlin angenähert, wenngleich unfreiwillig. Das Paar war glücklich verheiratet mit zwei Kindern, doch über die Jahre verlor der Mann das Interesse am Sex. Irgendwann hatte die Frau eine Affäre. Als das herauskam, war der Mann schockiert. Bald musste er jedoch zugeben, dass ihr Verhalten verständlich war und letztlich angemessen. So einigten sich die beiden darauf, dass die Frau offiziell einen Freund haben darf. Das Ehepaar lebt weiterhin zusammen, sie lieben einander. Die Regelung führt mitunter zu kuriosen Situationen. Zum Beispiel wenn sich die Frau am Telefon mit dem Freund streitet, auflegt und sich dann bei ihrem Mann, der im Wohnzimmer auf der Couch sitzt, über ihren Lover beklagt.

Das alternative Modell, in dem die Rollen des Lovers und des Kinder-Producers von zwei verschiedenen Personen besetzt werden, ist logisch und rational, aber auch in einem liberalen Umfeld eher ungewöhnlich. Was ist das für ein Gefüge? Es ist keine »offene Ehe«, das Modell der siebziger Jahre, bei der gelegentliche Seitensprünge dazugehören. Es ist auch keine Kommune im Stil der 68er, in der es wild durcheinander geht. Sucht man nach aktuellen Begriffen, könnte man die Gemeinschaft als die einfachste Form von Polyamory bzw. Polyamorie sehen (von gr. *polýs* und lat. *amor* = »Vielliebe«, »mehrere Lieben«). Das Konzept stammt aus den neunziger Jahren des 20. Jahrhunderts. Anders als bei einer Affäre läuft es bei Polyamory auf eheähnliche Liebesbeziehungen mit mehreren Personen hinaus.⁴ Daraus können sich Netzwerke entwickeln, gerne auch mit homo- oder bisexueller Ausrichtung.⁵ Bei aller Freiheit übernimmt man Verantwortung füreinander und führt teils sogar einen gemeinsamen Haushalt.

Polyamory zielt auf die alte, immer wieder aktuelle Frage, wie sich der Wunsch nach einer stabilen und ehrlichen Beziehung mit jenem nach Abwechslung und Abenteuer verbinden lässt. Als Argument für Polyamory wird ins Feld geführt, dass mehr Menschen innig zu lieben nicht verkehrt sein kann.⁶ Kritisiert wird,

dass das Gefühl der Absolutheit, das zur romantischen Liebe gehört, verloren gehen könne. Auch bleibe wenig Raum für das Geheimnisvolle und die Fantasie – oder Streit und Sex ohne viel Aufhebens.

Das generalstabsmäßige Planen und Koordinieren von Treffen, Sex und Beziehungsgesprächen, das Polyamory tendenziell mit sich bringt, wäre mir zu aufwändig. Ich finde die Vielfalt und Offenheit, die Polyamory bietet, theoretisch zwar reizvoll. Spontan entspricht das Konzept jedoch nicht meiner Vorstellung von Intensität in der Zweisamkeit.

Warum empfinde ich so? Insgesamt erscheint Polyamory deshalb als merkwürdig, weil das Ideal der romantischen Liebe und der Liebesheirat, das sich in den letzten 200 Jahren im Westen etabliert hat, immer noch stark verankert ist. Demnach soll man tiefe Liebe und Seelenverwandtschaft, praktische Alltagsbewältigung, emotionalen und intellektuellen Austausch sowie sexuelle Befriedigung in der Ehe unter einen Hut kriegen, und zwar über Jahrzehnte hinweg. Ein solcher Dauerbelastungstest ist unrealistisch – und war zu früheren Zeiten nicht gefordert. Zum einen war die Lebenserwartung schlicht geringer; zum anderen betrachtete man die Ehe sehr viel stärker als ein Geschäft. Etymologisch kommt Ehe von »Recht, Gesetz, Vertrag«; ob der Wortstamm den Begriff der »Ewigkeit« umfasst, ist unsicher. Jedenfalls etablierte sich erst seit dem 19. Jahrhundert das Ideal einer reinen, geistig überhöhten Zweisamkeit in der Ehe, in der man sich, zugespitzt gesagt, vom Rest der Welt abgrenzt.⁷

Allerdings gab es schon vor Polyamory verwandte Alternativmodelle. Auf Ideen des Frühsozialisten Charles Fourier im 19. Jahrhundert über Liebesteams und »transzendente Treue« gehe ich in diesem Kapitel ebenso ein wie auf unkonventionelle Ehekonzepte, wie sie Simone de Beauvoir und Jean-Paul Sartre erprobten. Bei Letzteren fällt auf, dass ihr Zusammensein an historisch ältere Modelle wie die »ménage à trois« erinnert. Die Dreiecksbeziehung, bei der man im Rahmen einer arrangierten

Ehe Kinder bekam, einen gemeinsamen Haushalt führte und eine Geliebte hatte, war im 18. Jahrhundert sogar beim katholischen Adel in der westfälischen Provinz üblich.⁸

Können historische Modelle heute wieder als Vorbild dienen – sei es in abgewandelter Form? Natürlich muss man einschränken, dass sie fast immer zum Nachteil der Frauen angelegt waren. Frauen wurden bei Ehebruch im Unterschied zum Mann geächtet und bestraft. Oder sie waren als Mätresse von vornherein auf eine Rolle festgelegt. Dennoch lässt sich die Geschichte der Ehe und Beziehung bis zu Modellen im Altertum zurückverfolgen. Und einige dieser Modelle waren in *bestimmten* Bereichen tatsächlich offener.

Über die Jahrtausende haben sich verschiedene Funktionen auf der Ehe und Partnerschaft abgelagert und in ihr vermischt, die uns bis heute beeinflussen. Grundsätzlich hat die Ehe, bei der man sich gegen jede Wahrscheinlichkeit ewige Treue schwört, über die Jahrhunderte ihren Reiz bewahrt. Sie dient weiterhin als Vorbild, auch für Partnerschaften ohne Trauschein. Will man verstehen, warum das so ist, kann man Mythen und Romane, religiöse, psychologische und politische Theorien mit in die Betrachtung einbeziehen. Besonders eingängig lassen sich Entwicklungen anhand von berühmten Paaren darstellen – von Angelina Jolie und Brad Pitt bis zurück zu Caesar und Kleopatra. Hilfreich ist aber auch ein Blick auf die Ehe der weniger privilegierten Bevölkerungsmehrheit.

Zielen junge Leute heute mit einer früh geschlossenen Ehe wieder verstärkt auf einen sicheren Hafen in Zeiten der Verunsicherung im Berufs- und Sozialleben? Oder ist gerade die Ehe mit all ihren Auf's und Abs das ultimative Abenteuer, spannender als kurze Affären, die letztlich immer nach demselben Schema ablaufen? Unzählige Hollywood-Filme glorifizieren die Ehe, parodieren sie und führen sie als zentrales Ereignis im Leben vor. Trotz der Zunahme von Singlehaushalten machen Verheiratete in westlichen Ländern noch rund die Hälfte der Haushalte aus.

Statistisch haben Verheiratete ein höheres Einkommen, sind glücklicher und gesünder als Ledige.⁹ Natürlich ist Skepsis gegenüber solchen Statistiken angebracht, weil sich die Ergebnisse beispielsweise einem Selektionseffekt verdanken können: Demnach wäre die Ehe nicht der Grund für höheres Einkommen, größeres Glück oder bessere Gesundheit. Es könnte vielmehr sein, dass schlicht reichere, gesündere und glücklichere Menschen öfter heiraten. Gerade bei einer historischen Betrachtung wird allerdings klar, warum die Institution der Ehe, aber auch die monogame Partnerschaft ohne Trauschein trotz all ihrer dunklen Seiten vielen noch heute attraktiv und zentral für ein glückliches Leben erscheint. So ist es hilfreich, wenn man versteht, wie die Ehe Wertvorstellungen und Bilder vom guten Leben geprägt hat – und inwieweit Alternativen einen Versuch wert sein könnten.

VON DER OFFENEN BEZIEHUNG DER URZEIT ZUR FRAU ALS PFAND

»Wem keast'n du?«, wurde ich als Kind auf dem Land in Bayern mal gefragt: »Wem gehörst du?« Da wollte jemand wissen, wer mein Vater ist bzw. wie mein Nachname lautet. Die Frage ist mir in Erinnerung geblieben, vielleicht weil sie so archaisch klingt und zugleich einleuchtend. Jedenfalls kann sie als Leitmotiv dienen, wenn man sich vergegenwärtigt, wie wichtig Besitzansprüche von Anfang an bei der Entwicklung der Ehe und Partnerschaft waren. Dies umso mehr, als »Wem keast'n du?« auch Frauen gefragt wurden, wenn man wissen wollte, wer ihr Ehemann ist.

Der Ursprung der Ehe ist bis heute nicht ganz geklärt. Es wurde angenommen, die Männer wollten die schwächeren Frauen beschützen – oder aber ausbeuten und deshalb an sich binden.¹⁰ Im Detail lässt sich die Ehe zwar erst für die Hochkulturen und dann vor allem die antiken Griechen nachzeichnen.¹¹ Doch gerade wenn man die Betrachtung auf die Vorgeschichte ausweitet,

bekommt man einen Eindruck davon, welche grundsätzliche Funktionen mit der Ehe zusammenhängen. Insgesamt darf man davon ausgehen, dass sich die Ehe in der Altsteinzeit entwickelte, aber im Neolithikum mit der Sesshaftwerdung des Menschen ab etwa 10 000 v. Chr. einen Schub bekam.¹² Die Ehe bot die Möglichkeit, in einer stabilen Hausgemeinschaft Kinder aufzuziehen und den Alltag in der neuen Kultur des Ackerbaus mit Grund- und Privatbesitz zu bewältigen. Außerdem vereinfachte die Ehe die Beantwortung der Frage, wem man seinen Privatbesitz, den man seit der Sesshaftwerdung verstärkt anhäufte, vererben sollte. Dabei wird allerdings die Frau selbst zum Eigentum: In mesopotamischen Kulturen des 2. und 1. Jahrtausends v. Chr. handelt der Mann mit dem Vater der Braut einen Ehevertrag aus und legt den Braut- bzw. Kaufpreis fest.¹³ Der Mann darf seine Frau wenn nötig verpfänden oder verkaufen.

Die vielleicht älteste feierliche Vorstellung von der Ehe ist die von der sogenannten Heiligen Hochzeit oder Hierogamie (vom griechischen *hierós gámos* = »heilige Hochzeit«). Es handelt sich um altorientalische und griechische Fruchtbarkeitsrituale, die beispielsweise die Vereinigung zwischen einer Muttergöttin und einem Heros bzw. dem Mond und der Sonne oder zwischen einem Herrscher und einer Priesterin symbolisieren sollen; die Zeremonien enthielten teils rituellen Sex.¹⁴ Eine symbolische Dimension der Ehe besteht auch darin, Verbindungen zwischen weiter voneinander entfernt lebenden Stämmen bzw. Kulturen zu schaffen. Man will über die Kleingruppe hinauskommen und einen Austausch fördern. Oft geschieht dies auf Kosten der Eheleute. So dichtet die chinesische Prinzessin Liu Xijun im Jahr 107 v. Chr.: »Meine Familie hat mich verheiratet / In diesen fernen Winkel der Welt, / In ein fremdes Land geschickt, / zum König von Wu-San [Wusun] / Mein Herz schmerzt im Inneren, / Oh, der gelbe Kranich zu sein, / der wieder nach Hause fliegt.«¹⁵

Will man sich sehr frühe Formen der Ehe vergegenwärtigen, die aus *heutiger* Sicht als alternative Varianten erscheinen können,

ist ein Blick auf Jäger und Sammler-Kulturen hilfreich. Die Kultur der Hadza in Afrika ist eine der wenigen, in der Jäger und Sammler noch so leben wie vor Jahrtausenden. Dort haben Paare zwar zusammen Kinder, doch teilt man Nahrung und familiäre Fürsorge tendenziell stärker mit der ganzen Gruppe oder Schar.¹⁶ In einer Reportage im *National Geographic* über die Hadza in Tansania schreibt Michael Finkel: »Hochzeiten gibt es nicht. Ein Paar, das eine Zeitlang am selben Feuer schläft, betrachtet sich wohl als verheiratet. Die meisten Hadza, die ich treffe – Männer wie Frauen –, leben in serieller Monogamie: Alle paar Jahre wechseln sie den Partner.«¹⁷ In Stammeskulturen wie jener der Aché-Indianer in Paraguay kennt man zwar die Ehe, sie ist aber leicht zu scheiden; bei einer Befragung nach den möglichen Vätern ihrer Kinder nannten die Frauen im *Durchschnitt 2,1* Väter, die pro Kind in Frage kämen.¹⁸

Evolutionsbiologisch ist der Mensch mit seinem aktuell monogamen Beziehungsmodell eine Ausnahme. Von den über 4000 Säugetierarten bilden nur drei Prozent langfristige Paare, um ihren Nachwuchs aufzuziehen.¹⁹ Auch beim Menschen war die Polygamie, die Vielehe, meist als Polygynie, also mit einem Mann und mehreren Frauen, lange verbreitet. Noch heute verbindet man in hinduistischen und islamischen Ländern, in Afrika, Asien und im Nahen Osten, einen hohen Status mit ihr. Im Alten Testament heiratet Abrahams Enkel Jakob Lea und Rachel – und schwängert auf Betreiben seiner *Ehefrauen* noch zwei Mägde (Gen 29,15-30,12). Zwar ist die Polygamie in der griechischen und römischen Antike nicht üblich und wird im christlichen Europa im Mittelalter verboten.²⁰ Doch können Männer, die über die finanziellen Mittel verfügen, bis weit in die Neuzeit hinein dank der morgantischen Ehe, der »Ehe zur linken Hand«, Frauen meist niedrigeren Standes als Zweitfrauen haben – und als Geliebte sowieso.

DER ANTIKE FAMILIENBETRIEB UND DER COCKTAIL DER LIEBESFORMEN

Über Jahrtausende ist die Ehe vor allem ein Geschäft und ein Mittel der Politik. Bei den alten Griechen dient sie der Stärkung des *Oikos*, der Familien- und Hausgemeinschaft. Diese Gemeinschaft bildet sich, oft einem kleinen Betrieb vergleichbar, um freie verheiratete Bürger; ihr gehören unverheiratete Bedienstete und Sklaven an. Die Ehe dient dem Aufbau und der Festigung ökonomischer und politischer Strukturen und der Sicherung von Macht innerhalb bestimmter gesellschaftlicher Schichten.²¹

Wenn Gefühle für die Eheschließung bei den alten Griechen zunächst kaum eine Rolle spielen, erstaunt das vor dem Hintergrund, dass sie im Rückblick als Virtuosen der Liebe erscheinen. Sie unterscheiden beispielsweise früh eine Vielfalt an Liebesformen. Da gibt es erst einmal *eros*, die sinnliche, romantische und erotische Liebe zu einem Objekt des Begehrens. An diese Form der Liebe denkt man heute meist in Sachen Partnerschaft. Dazu kommt aber *agape*, die selbstlose Liebe.²² Sie wird später zur *Caritas*, der christlichen Nächstenliebe. Weiterhin zu nennen ist *storge*, eine Art elterliche bzw. geschwisterliche Liebe.²³ Schließlich ist *philia* die freundschaftliche Liebe.²⁴

Da man heute, wie eingangs erwähnt, nach pragmatischen Alternativmodellen zur Fixierung auf die *eine* absolut erotische Liebe sucht, könnten die alten Griechen als Vorbilder erscheinen. So beschreibt in den siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts John Alan Lee in seinem Buch *The Colours of Love*, von der Antike inspiriert, weitere Liebesformen. Dazu gehören neben den bereits erwähnten *mania*, die besessen-besitzergreifende Liebe zwischen Wahnsinn und Ekstase,²⁵ *pragma*, die pragmatisch abgewogene Liebe, und *ludus* (lat. »Spiel«), eine Art spielerische Liebe. Optimalerweise ermittelt man, für welche Form man sich persönlich am besten eignet.²⁶ Man soll sich einen eigenen Liebescocktail mixen, soll sehen, ob man mehr der spielerische Liebestyp ist, der

»manische« oder ein Pragmatiker. Entsprechend sucht man sich dann den passenden Partner.

Diese Idee hat Roman Krznaric in seinem historisch ausgerichteten Ratgeber *The Wonderbox* (2011) aufgegriffen und variiert. Auch er will die Griechen mit ihren Liebesvarianten als Vorbild sehen; er rät aber, die verschiedenen Formen und Verhaltensweisen je nach Situation zu kultivieren. So meint er, man möge die erotische Liebe, *eros*, falls sie in einer festen Partnerschaft über die Jahre eingerostet sei, nicht einfach über Affären abwickeln. Lieber soll man sich auf *ludus* verlegen: »Wir können«, schreibt Krznaric, »die Genüsse des *ludus* nicht nur über Sex erlangen, sondern auch in anderen Formen des Spielerischen, vom Tangotanz und dem Schauspielen in Hobby-Theatergruppen bis hin zum heiteren Zusammensein mit Kindern am Familientisch.«²⁷

Der Vorschlag, erotische Sehnsüchte über das fröhliche Beisammensein am Küchentisch, den Tangotanzabend oder das Hobby-Theater auszuleben, klingt optimistisch. Auch hatten schon die alten Griechen erhebliche Schwierigkeiten mit ihren Liebeskonzepten. In seinem Werk *Symposion* beschreibt der Philosoph Platon die Liebe in ihrer ganzen Widersprüchlichkeit. Eros schwebe und vermittele, so Platon, als »Dämon« zwischen Schönheit und Hässlichkeit, dem Menschlichen und Göttlichen, Sterblichen und Unsterblichen.²⁸ Die höchste und erstrebenswerte Form des Eros, mit dem man, so Platon, »beinahe zur Vollendung« gelangt, ist die nicht-sexuelle Liebe. Es ist die Liebe zur Schönheit der Seele, zur Weisheit, zu guten Taten, zur guten Haushalts- und Staatsführung.

Eros schwingt überall mit, birgt Chancen und Gefahren. Hera und Zeus zanken ständig, weil der Göttervater, vom *eros* für Anfänger oder von *mania* getrieben, immerzu Frauen wie Europa, Leda, Danaë und Jungs wie Ganymed entführt, vergewaltigt oder mit Tricks gefügig macht. Bei Ödipus und seiner inzestuösen Ehe zur eigenen Mutter ist *storge*, die familiäre Liebe, offenkundig

danebengegangen. Ähnlich sieht es bei Figuren des echten Lebens aus. So ist Sokrates' Frau Xanthippe, auch wenn sie in Wirklichkeit diesem Bild wohl gar nicht entsprach, sprichwörtlich geworden für die streitsüchtige Gattin.²⁹

Im echten Leben der alten Griechen funktioniert die Ausdifferenzierung der Liebesformen nur mangelhaft – und wenn, dann vor allem für Männer der Oberschicht.³⁰ Sie konnten sich, während die Frau allein zu Hause saß, mit Sklavinnen und Prostituierten austoben – pragmatisch, manisch, erotisch. Allerdings kann die Ehe bei den Griechen Stress bedeuten, weil sie für viele Brautleute mit der größten Finanztransaktion ihres Lebens einhergeht. Als Hipparete ihren Gatten, den berühmten Staatsmann und Feldherrn Alkibiades, wegen seiner Hurerei verlässt, schleppt er sie gewaltsam nach Hause: Er kann es sich schlicht nicht leisten, die Mitgift zu verlieren, die er bei einer Scheidung an die Schwiegereltern zurückgeben müsste.³¹

Zwar meint der athenische Staatsmann Themistokles, wie Cicero später in seinem Werk *Vom rechten Handeln* erklärt, ihm sei der Charakter seines Schwiegersohnes wichtiger als sein Geld.³² Dennoch steht die Sicherung des Nachwuchses und Familienbesitzes im Mittelpunkt, und nicht so sehr das individuelle Eheglück. So darf der Mann beim Ehebruch seiner Frau den Ehebrecher, sofern auf frischer Tat ertappt, ungestraft töten. Wie lange dieses archaische Erbe nachwirkt, zeigt sich noch im 20. Jahrhundert im US-Bundesstaat Texas. Dort kommt ein Ehemann, der einen Ehebrecher *in flagranti* erwischt und tötet, noch bis 1974 ungestraft davon.³³

Bei den alten Griechen sind die Bräute bei der Eheschließung erst zwischen zwölf und 16 Jahre alt; Männer heiraten in der Regel zwischen 25 und 30; nur in Sparta sind die jungen Frauen bei der Hochzeit traditionell 18 Jahre alt.³⁴ Zum einen bedeutet das, dass die Bräute mit größerer Wahrscheinlichkeit noch Jungfrauen sind, was klare Verhältnisse in Sachen Nachwuchs garantiert; zum anderen können sie sich mangels Lebenserfahrung und

Durchsetzungskraft weniger gegen das Geschacher wehren, das mit ihnen betrieben wird. Der Altersunterschied in Beziehungen hat sich in verringerter Form bis heute gehalten.

Die Vorstellung, dass die Brautleute sich spirituell vereinigen oder ihre Seelen verschmelzen, gehört jedenfalls sehr lange nicht zum Konzept der Ehe. In Lukians satirischem Werk *Erotes* aus dem 2. Jahrhundert n. Chr. heißt es sogar: »Die Ehe nämlich wurde erfunden, um die notwendige Erneuerung [Zeugung von Nachkommen] zu ermöglichen, aber nur die männliche Liebe ist das schöne Gebot einer philosophischen Seele.«³⁵ Dafür haben Männer der Oberschicht Sex und Liebesbeziehungen mit Knaben im Alter ab 12 Jahren – worauf ich noch in Kapitel 4 über die Bildung und Erziehung eingehe. Eheleute hingegen speisen nicht einmal gemeinsam, die Frauen wohnen im Obergeschoss des Hauses, haben ihre eigenen Sklaven und leben insgesamt eher zurückgezogen.

Demgegenüber sind Hetären, bezahlte Geliebte, als gebildete Frauen teilweise auch für den geistigen Austausch mit Ehemännern zuständig – und können mitunter politischen Einfluss erlangen. Als Beispiel wird oft die Hetäre Aspasia genannt, auch wenn bis heute nicht ganz geklärt ist, ob und wenn ja bis wann Aspasia wirklich eine Hetäre war oder die zweite Frau des Staatsmannes Perikles.³⁶ So sehr das Bild der Hetäre verzerrt und geschönt worden ist, so sehr verdeutlicht die Aufteilung der Aufgaben zwischen Ehefrau, Hetäre und einfacher Prostituierten grundsätzlich, dass man nicht immer alles von einer Person bekommen kann.

Wenn vom System der verschiedenen Liebesformen fast nur männliche Mitglieder der privilegierten Schichten profitierten, mag man sich fragen, ob die unterprivilegierten Klassen wenigstens bei der Wahl der Ehepartner freier ihren Gefühlen folgen konnten. Zwar herrscht ein Mangel an Quellen, doch darf man das in manchen Fällen vermuten. Andererseits sind die ökonomischen Hindernisse und Zwänge zu heiraten in den ärmeren

Schichten noch größer. Sklavinnen müssen ihrem Herrn sexuell zu Diensten sein, der Sklavenhandel reißt Familien auf brutalste Weise auseinander.

Was also kann man trotz all der sozialen Ungerechtigkeit, der Unterdrückung von Frauen und Sklaven Positives von den alten Griechen mitnehmen? Mit ihren Mythen bieten sie einen Bestand an archetypischen Erfahrungen, aus denen man schöpfen kann. Im Rückblick erinnert uns die Differenzierung von Liebesformen zumindest theoretisch daran, wie viele Spielarten möglich sind. Mit Hilfe der verschiedenen Liebesbegriffe kann man Partner und sich vom Druck entlasten, alle Ansprüche – vom spannenden Sex bis zur Seelenverwandtschaft – auf einmal zu erfüllen. Zugleich ist Platons Definition, wonach die Liebe zu guten Taten die höchste Form des Eros sei, ein schönes Leitmotiv, um sich – auch in Beziehungskrisen – an Prioritäten zu erinnern.

STAATLICHE EHE-KAMPAGNEN, PATCHWORK-FAMILIEN UND DIE WAFFEN DER FRAU: DAS ALTE ROM

Im Vergleich zum griechischen Ehesystem gewährt das römische den Frauen mehr Freiheiten. Eine Gütertrennung ist ebenso möglich wie ein Konkubinat, sofern die Ehe nicht möglich ist, weil die Brautleute aus unterschiedlichen Schichten stammen.³⁷ An heutige Hochzeitsrituale lassen die römischen denken, wenn schon damals – neben Opferungen und dem Reichen der rechten Hand – der Hochzeitskuchen geteilt und die Braut über die Schwelle getragen wird.³⁸ Zugleich ist die Eheschließung ein privater Akt, sie wird nicht schriftlich fixiert, außer man macht einen Vertrag über die Mitgift.³⁹ Entsprechend formlos und häufig sind Scheidungen, Neuvermählungen und Patchworkfamilien.

Allerdings werden Ehen in der Oberschicht noch gezielter als bei den Griechen genützt, um politische Bündnisse zu schmie-

den, was für alle Beteiligten Gefahren mit sich bringt. Dass Sklaven lange Zeit gar nicht heiraten dürfen, sondern nur freie, politisch mündige Bürger, zeigt, wie wichtig die Ehe im alten Rom als Grundlage dafür ist, die Nachkommenschaft und das Erbe zu regeln. Auch will man die Macht in bestimmten Kreisen verankern und festigen. Im Jahr 100 v. Chr. meint ein Zensor, ein hoher Beamter, der unter anderem über die Sitten der Römer wacht: »Die Ehe ist, wie wir alle wissen, eine Quelle des Verdrusses; dennoch muß man heiraten, und zwar aus Bürgersinn.«⁴⁰ Wie bei den alten Griechen gelten guter Sex und Liebe nicht als Voraussetzung der Ehe, sondern sind die erfreuliche Ausnahme. Ähnlich wie bei uns heute, wie bei den Griechen, aber auch wie in weiter entfernten Kulturen wie der Han-Dynastie in China dient die Ehe in Rom dazu, gesellschaftliche Strukturen zu festigen.⁴¹ Sie wird zum Teil durch den Staat gefördert. Wie zahlreiche Politiker heutzutage will Kaiser Augustus etwas für den Kinderreichtum tun. Er führt Begünstigungen beim Erbrecht ein und belohnt Verheiratete mit dem bevorzugten Zugang zu Ämtern.⁴² Er will eine strengere Moral durchsetzen und startet eine Ehe-Kampagne auch zur Erhöhung der Geburtenrate, die wie so viele Versuche dieser Art scheitert.⁴³

Insgesamt müssen Frauen – bis weit in die Neuzeit hinein – lavieren. Sie leben mitunter verrückte Mischungen aus Liebe und Machtpolitik, Zwängen und Inszenierungen. Ein extremes und glamouröses Beispiel ist die ägyptische Königin Kleopatra VII. Streng genommen ist Kleopatra – gemäß der Tradition der königlichen Geschwisterehe – zwar nur mit ihrem kleinen Bruder verheiratet. Sie geht aber eheähnliche Verbindungen mit Julius Caesar und Marcus Antonius ein. 47 v. Chr. setzt Caesar als Eroberer Ägyptens Kleopatra VII. und ihren jüngeren Bruder Ptolemaios XIV. als Königspaar ein. Der Legende nach lässt sie sich in einem Teppich eingerollt in Caesars abgeschirmtes Lager bringen und dort effektiv vor ihm ausrollen, was Caesar anregend findet.

Bald gebiert Kleopatra ihm einen Sohn. Von Historikern wurde Caesars Vaterschaft immer wieder angezweifelt, weil er davor über Jahrzehnte keinen Nachkommen hervorgebracht hat; außerdem kommt der Sohn Kleopatra politisch allzu gelegen, das Timing der Geburt scheint zu perfekt, zumal es sogar mit dem Beginn der symbolträchtigen und allseits gefeierten Nilschwemme zusammenfällt.⁴⁴ Gesichert ist, dass Kleopatra einen Sohn namens Kaiser bzw. Caesarion («kleiner Caesar») hat, der als Caesars Sohn gilt.⁴⁵ Sie zieht sogar nach Rom. Dort ist sie in einer von Caesars Villen jenseits des Tibers untergebracht. Da er nur eine Viertelstunde entfernt mit seiner Frau Calpurnia in der Hauptresidenz lebt, kann er immer wieder kurz bei Kleopatra vorbeischauen. Laberius, Autor des Boulevardtheaters, spottet, Caesar habe »zwei Ehefrauen« gehabt.

Als Caesar ermordet wird, nimmt Kleopatra als neuen mächtigen Mann den Politiker und Feldherrn Marcus Antonius ins Visier. Er gilt, obzwar verheiratet, als besonders gut verführbar.⁴⁶ Der Historiker Plutarch schildert, wie Kleopatra auf einem Schiff mit vergoldetem Heck und versilberten Rudern, von Räucherwerk umweht und mythisch verkleideten Dienerinnen umgeben, zu Antonius reist: »Sie lag«, so Plutarch, »unter einem reich mit Gold verzierten Sonnendach, gekleidet und geschmückt, wie man Aphrodite gemalt sieht.«⁴⁷ Offenbar tut das Rollenspiel Kleopatras als Liebesgöttin ihre Wirkung bei Antonius, der sich seinerseits auf Gemälden und in Statuen als Fruchtbarkeitsgott Dionysos inszeniert.⁴⁸ Als Antonius Kleopatra trotz seiner (zweiten) Ehe zu sich nach Syrien bringen lässt, entbrennt allerdings ein Propagandakrieg: Sein politischer Gegner Octavian lässt verbreiten, Antonius sei Kleopatra so verfallen, dass er ihr die Füße massiere wie ein Sklave. Im Gegenzug wirft Antonius ausgerechnet Octavian, der immer moralisch tut, außereheliche Beziehungen vor. Als am Ende Octavian die Schlacht bei Actium gewinnt, tötet sich Antonius. Er stirbt in Kleopatras Armen. Auch sie bringt sich um.

Die männlich dominierte Geschichtsschreibung hat Kleopatra als sex- und machtgierige Frau dämonisiert. Insgesamt steht sie auch für eine ungewöhnliche Frau, die bis in den Tod alle ihre Möglichkeiten ausschöpft, um sich in einer von Männern beherrschten Kultur zu behaupten. Dieses Bild zeichnen solch unterschiedliche Quellen wie Plutarch, Chaucer, Shakespeare und O, das *Oprah Magazine* von Oprah Winfrey, der Moderatorin der überaus erfolgreichen *Oprah Winfrey Show*.

In einem Interview des *Oprah Magazine* antwortet Stacy Schiff, Autorin einer Kleopatra-Biografie, auf die Frage, was Frauen heute noch von Kleopatra mitnehmen könnten: Die Königin könnte, so die Biografin, bei allen Unterschieden als Anregung dafür dienen, gegen Widerstände das Beste aus ihrer Situation als Frau im Beruf zu machen – wohl oder übel auch mit dem, was man Waffen der Frau nennt.⁴⁹ Vor vier Jahrhunderten präsentierte Shakespeare Kleopatra in seinem Stück *Antonius und Kleopatra* einerseits als Zicke, die eitel und unsicher nach der Körpergröße einer Konkurrentin fragt; andererseits beweist sie als todesmutige Heldin angesichts ihrer Niederlage Charakter.⁵⁰ Im Mittelalter nimmt der Dichter Geoffrey Chaucer Kleopatra, obwohl sie als Inbegriff der Sündigkeit gilt, in seine *Legende der guten Frauen* auf.⁵¹ Er schreibt: »Nie lebte und liebte eine Königin wahrhafter als sie (...) Bis ich einen Mann von solcher Wahrheit und Standfestigkeit finde/ Der für seine Liebe so freimütig in den Tod geht/ Bete ich zu Gott, dass wir kein Kopfweh kriegen.«⁵²

In einer anderen lustigen Wendung kommt Kleopatra noch im 20. Jahrhundert zur Geltung. Am 20. Oktober 1973 tritt die Tennisspielerin Billie Jean King gegen den ehemaligen Tennisstar und bekennenden Macho Bobby Riggs an. Sie will für Frauenrechte demonstrieren und mit einem Sieg gegen Riggs zeigen, dass Frauen gleichhohe Preisgelder wie Männer verdient hätten. Vor dem Spiel lässt sich King wie Kleopatra in einer Sänfte in das Stadion tragen, von vier als Sklaven verkleideten Männern, dar-

unter der Boxer George Foreman. Billie Jean King gewinnt das Match.

Zwar ist Kleopatra in Spielfilmen und Softpornos zum erotischen Klischee geworden und eignet sich wohl nur noch bedingt für entsprechende Rollenspiele. Auch läuft ihre Selbststilisierung als Aphrodite in einem mentalitätsgeschichtlich völlig anderen Rahmen als heute ab, mit anderen Vorstellungen über Individualität, Persönlichkeit und die Funktion von Mythen. Dennoch kann ein Blick auf Kleopatra und ihre Zeit uns daran gemahnen, wie viele Formen und Inszenierungen der Erotik, der Liebe und der Partnerschaft bei aller sozialen Ungerechtigkeit in der Antike *prinzipiell* möglich und vereinbar sind. Über manche Inszenierungen lassen sich womöglich – wenigstens vorübergehend – die engen Grenzen der eigenen Persönlichkeit, Ängste und Erwartungen, Bilder und Selbstbilder überwinden oder relativieren.

»HASSE DEINE FRAU«: DIE EHE ALS SCHADENSBEGRENZUNG UND HEILIGTUM IM MITTELALTER

Wenn heute christlich bzw. katholisch geprägte Parteien für Familienwerte eintreten, ist das doppelt merkwürdig: zum einen mit Blick auf die Lebensführung von Priestern, zum anderen wegen älterer Traditionen. Im Alten Testament sind Familien der Ausgangspunkt für gewalttätige Konflikte. Adam und Evas Ehe wird wegen des Sündenfalls durch mühsame Schwangerschaften, die Herrschsucht des Mannes sowie harte Arbeit gekennzeichnet sein (Gen 2, 22-3,24). In einer anderen Geschichte des Alten Testaments, der über Lot, wird der Mann, nachdem seine Frau bei der Flucht aus Sodom zur Salzsäule erstarrt ist (Gen 19, 23-26), von seinen Töchtern betrunken gemacht und verführt, weil sie ihrem Vater unbedingt Erben schenken wollen (Gen 19, 30-38).

Bei derartigen älteren Schilderungen ist es kein Wunder, dass Jesus wenig Lust auf Ehe und Familie im traditionellen Verständ-

nis hat. So erklärt er, dass man sich, um Teil seiner Glaubensgemeinschaft sein zu können, von seiner alten Familie lossagen müsse: »Wenn jemand zu mir kommt und nicht Vater und Mutter, Frau und Kinder, Brüder und Schwestern, ja sogar sein Leben gering achtet, dann kann er nicht mein Jünger sein.« (Lk 14, 26) In manchen Übersetzungen des Neuen Testaments heißt es statt »gering achtet« sogar »hasst«. Jedenfalls setzt Jesus ähnlich wie Siddhartha bzw. Buddha und Mahavira vor ihm statt auf die Kernfamilie auf größere Gemeinschaften.

Die widersprüchlichen biblischen Elemente, Werte und Moralvorstellungen formen das Bild der Ehe und Partnerschaft mit – zum Teil bis heute. Wenn man Texte von Paulus oder späteren Kirchenvätern liest, kann man sich wundern, welche Wege und Umwege sie in Sachen Ehe einschlagen. Immerhin schwingt dabei der Wunsch mit, die Institution auf eine andere Ebene als jene des Geschäfts zu heben. Die Ehe wirkt gewissermaßen wie das geringste Übel, um die Sexualität und Fleischlichkeit mit dem urchristlichen Ideal der Keuschheit und Geistigkeit zu versöhnen. Paradoxerweise führt das christliche Ideal der Keuschheit und Ehelosigkeit zur Forderung nach einer lebenslangen Ehe und dem Verbot der Scheidung.

In Reinform zeigen sich die Widersprüche des Christentums bei Fragen zur Partnerschaft im 1. Korintherbrief des Apostels Paulus im 1. Jahrhundert n. Chr., mit dem er seine Gemeinde auf den Glauben einschwört. »Daher soll«, schreibt Paulus, »wer eine Frau hat, sich in Zukunft so verhalten, als habe er keine (...) Der Unverheiratete sorgt sich um die Sache des Herrn; er will dem Herrn gefallen. Der Verheiratete sorgt sich um die Dinge der Welt; er will seiner Frau gefallen. So ist er geteilt.« (1. Kor 7,25-34)

Den Brief zitieren vom Mittelalter bis in die Neuzeit verschiedene Autoren als Autorität und Ratgeber. Doch zunächst schlägt sich das gespaltene Verhältnis des Christentums zur Ehe im Römischen Reich nieder. So schreibt der Kirchenlehrer Hieronymus (347 – 420): »Ehebrecherisch ist auch die allzu bren-

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Loel Zwecker

Ein Schritt zurück in die Zukunft

Was wir aus der Geschichte lernen können

ORIGINALAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 416 Seiten, 12,5 x 20,0 cm
ISBN: 978-3-570-55181-3

Pantheon

Erscheinungstermin: September 2013

Eine originelle Zeitreise durch die Weltgeschichte

Loel Zwecker begibt sich auf die Suche nach historischen Antworten auf aktuelle Fragen. Dabei werden vor allem fünf große Themenkomplexe in den Blick genommen, die das Leben der Menschen in der griechischen Antike genauso bestimmt haben wie das unsrige: Ehe und Partnerschaft, Arbeit, Bildung und Erziehung, Sport und – ach ja, die leidigen Steuern.

Nehmen wir an, wir hätten eine Zeitmaschine, die es uns ermöglichte, mit Menschen vorangegangener Jahrhunderte ins Gespräch zu kommen. Vermutlich würden sowohl die hart schuftende mittelalterliche Bäuerin als auch die Fürstentochter, die aus dynastischen Gründen vermählt werden soll, relativ verständnislos reagieren, wenn wir ihnen davon erzählten, dass Ehepartner im 21. Jahrhundert sich gegenseitig nicht nur die große Liebe sein müssen, sondern auch Seelenverwandte und stets feurige Liebhaber. Der römische Edelmann wiederum hätte wohl nur einen mitleidigen Blick für uns, wenn wir ihm von unseren vollgepackten Arbeitstagen und Terminkalendern berichteten. Loel Zwecker schaut zurück, um die Gegenwart besser zu verstehen. Dabei geht es nicht darum, die Vergangenheit zu verklären, sondern sich bewusst zu machen, woher Ideen kommen, die uns bis heute prägen, und wie sich Vorstellungen, die wir als selbstverständlich betrachten, im Lauf der Zeit gewandelt haben.



Der Titel im Katalog